

Susana López Rubio

DAS SCHÖNSTE  
MÄDCHEN HAVANNAS

Roman

Aus dem Spanischen übersetzt  
von Anja Rüdiger

THIELE  VERLAG

*Für meinen Großvater – dafür, dass er mir für  
den Helden seinen Namen zur Verfügung gestellt hat.  
Und für Alberto, immer.*

# ERSTER TEIL

# 1

1947  
*Patricio*

Das Erste, was ich feststellen musste, als ich den Landungssteg im Hafen von Havanna betrat, war, dass ich für das kubanische Klima absolut falsch angezogen war. Keiner von uns, die wir das Schiff verließen, trug die passende Kleidung. Meine Hose und mein Wolljackett klebten an meiner Haut, und unter der Mütze, die mich in Asturien so oft vor Kälte und Schnee geschützt hatte, begann nun, in der tropischen Sonne, mein Gehirn fast zu schmelzen. Im Vergleich zu den Kubanern in ihren Leinenanzügen und den Kubanerinnen in ihren bunt bedruckten leichten Kleidern wirkten wir wie eine Herde verschwitzter Schafe. Voller Neid betrachtete ich den Zöllner, dessen weißes kurzärmeliges Hemd mir der Inbegriff der Bequemlichkeit zu sein schien. Während wir mit unseren Papieren in der Hand warteten, ertete die Sekretärin, eine schöne Mulattin, die keine Strümpfe und ein schulterfreies Kleid trug, bewundernde Pfiffe von den Männern in der Schlange. Und das wollte etwas heißen, wenn man bedenkt, wie erschöpft und ausgehungert wir waren, nachdem wir mehr als vierzig Tage, in winzigen Kabinen zusammengedrängt, nichts als unsere tägliche Ration Brei zu uns genommen hatten.

»Wenn diese Pfiffe nicht aufhören, werde ich auf eine Art, die Ihnen nicht gefallen wird, für Ruhe sorgen!«

Der Galicier neben mir fasste meine Gedanken in Worte.  
»Ay, *carallo!* Hier haben die Frauen mehr Temperament,  
als die Polizei erlaubt.«

Der Zöllner winkte mich zu sich heran.

»Name?«

»Patricio.«

»Nachname?«

»Rubio Gamella.«

»Alter?«

»Neunzehn.«

»Spanier?«

»Ja.«

»Grund der Reise?«

Ich war versucht, die Wahrheit zu sagen: »Wissen Sie, der Grund ist, dass in Spanien so ein Elend herrscht, dass wir trockenes Brot in Pfützen einweichen müssen und dass es in meinem Heimatdorf keine Katzen mehr gibt, weil wir die Ratten alle gegessen haben. Dass meine Mutter von den Republikanern getötet wurde, weil sie in ihrem Haus eine Cousine versteckt hatte, die Nonne war, und mein Vater von den Nationalisten, weil er sich geweigert hat, vor einem Bild des Caudillo das Knie zu beugen. Dass ich nun keine Familie mehr habe und keine Lust, den Rest meines Lebens in der Mine zu schuften. Dass ich den Trauring meiner in Frieden ruhenden Großmutter verkauft habe, um mir ein Schiffsticket dritter Klasse leisten zu können und am anderen Ende der Welt nur mit dem, was ich am Leibe trage, noch mal von vorn anzufangen. Der Grund meiner Reise ist einfach nur der, dass ich überleben will.«

Ja, vielleicht hätte ich das sagen sollen. Aber auf dem Schiff hatten viele erzählt, dass die Kubaner inzwischen öf-

ter spanische Emigranten zurück nach Hause schickten und dass es besser sei, ihnen keinen Grund dafür zu liefern.

»Grund der Reise?«, wiederholte der Zöllner ungeduldig.

Also schluckte ich mein Elend herunter und gab mit einem breiten Lächeln die gleiche Antwort wie alle anderen Passagiere des Schiffs.

»Ferien. Ich mache hier Urlaub.«

Ich verließ die Zollstation und blickte mich um. Vor mir erstreckte sich der Malecón voller Menschen, Automobile, Lärm und Leben. Und vor dem strahlend blauen Himmel zeichnete sich das Castillo de los Tres Reyes del Morro ab, das über die Stadt und ihre Einwohner zu wachen schien.

Mir war ganz schwindelig von der Hitze, und ich musste mich einen Augenblick hinsetzen. Die Reise war so anstrengend und meine Chancen, überhaupt nach Kuba zu gelangen, waren so gering gewesen, dass ich nicht einen Moment darüber nachgedacht hatte, was ich in Havanna tun sollte. Sicher war, dass es nicht leicht sein würde. Mein ganzer Besitz reduzierte sich auf fünf Dinge: einen Anzug aus Wolle, eine Mütze, ein Paar Schuhe, ein Foto von meinen Eltern und eine Dose eingelegte Sardinen, die mir ein portugiesisches Ehepaar auf dem Schiff geschenkt hatte.

Zudem verfügte ich über fünf Eigenschaften, die durchaus von Vorteil waren. Die erste: meine Ungezwungenheit. Schon als Kind hatte ich keine Verlegenheit gekannt, und meine Devise war stets, lieber nachher um Verzeihung zu bitten, als vorher um Erlaubnis zu fragen. Die zweite: meine blauen Augen, die ich von meiner Mutter geerbt hatte, und dazu das gute Aussehen meines Vaters. Die dritte: ein heller Kopf, den ich nicht dazu genutzt hatte, die Liste der gotischen Könige auswendig zu lernen, sondern mir

Entschuldigungen auszudenken, warum ich die Schule geschwänzt hatte. Die vierte: mein jugendliches Alter. Ich war gerade neunzehn Jahre alt geworden, was mich frei von Angst und äußerst abenteuerlustig machte. Und zuletzt die fünfte und wichtigste: meinen Hunger. Hunger nach Leben, nach Zukunft, nach bunten Farben. Es heißt, dass der Glaube Berge versetzen kann, und der Hunger steht dem in nichts nach. Der Hunger hatte einen Jungen aus einem kleinen asturischen Dorf den Ozean überqueren und zur Perle der Karibik gelangen lassen.

Der Schwindel war verflogen, und ich stand auf und ging los. Die ersten Stunden in Havanna machte ich genau das: mit angesichts der Wunder, die ich vor mir sah, weit aufgerissenen Augen herumzuspazieren. Über den Paseo del Prado, die Plaza de la Catedral, den Malecón am Meer entlang ... Die Stadt brodelte: Familien mit Kindern, Touristen, Schuhputzer, ambulante Zahnzieher, fliegende Händler, die erotische Bilder verkauften, und sogar Wahrsagerinnen, die mithilfe von großen Muscheln die Zukunft vorhersagten.

Allerdings war die Stadt in all ihrer Buntheit nicht nur ein Augenschmaus, sondern auch das reinste Hörvergnügen. In Havanna spielte an jeder Ecke Musik. Sie schallte aus den Türen der Bodegas, aus den Radios, die in den geöffneten Fenstern standen, aus den Trompeten und Gitarren der Straßenmusiker, die alle Straßen und Plätze als Bühne zu benutzen schienen.

Als ich mich dem *barrio chino*, dem Chinesenviertel, näherte, blieb ich an der Kreuzung Calle Zanja und Calle Galiano stehen und starrte derart verblüfft auf ein Plakat des Tropicana – mit den halbnackten Tänzerinnen und ihren

echten Pfauenfedern –, dass ich die Straßenbahn nicht bemerkte, die direkt auf mich zufuhr.

»Aus dem Weg, Idiot!«, schrie der Fahrer.

Obwohl die Straßenbahn noch rechtzeitig bremste und mich nicht erwischte, setzte ich mich vor Schreck auf den Hosenboden. Ein elegant gekleideter Mann blieb stehen, um mir aufzuhelfen.

»Alles in Ordnung?«

Ich nickte beschämt. Viel mehr als mein Hinterteil und mein Stolz ob des lächerlichen Sturzes, den ich hingelegt hatte, waren ja nicht verletzt.

»Haben Sie denn nicht gesehen, dass der junge Mann mit den hübschen Beinen der Tänzerinnen beschäftigt war? Sie hätten ihn ja fast geradewegs zum Columbus-Friedhof befördert!«, rief der Mann dem Straßenbahnfahrer zu. »Verdammt, sind Sie von allen guten Geistern verlassen?«

Es war unbestreitbar: Die Kubaner waren in der Lage, sich äußerst gewählt auszudrücken und gleichzeitig wie ein Bierkutscher zu fluchen.

»Tut mir leid, Junge«, entschuldigte sich der Fahrer. »Aber pass beim nächsten Mal etwas besser auf.«

Mein Streifzug durch die Stadt endete am Meer. Ich setzte ich mich in den Sand und verschlang die eingelegten Sardinen, während das Wasser über meine müden Füße schwappte. Die Sonne war eine karmesinrote leuchtende Riesenumarmel, die von ein paar Möwen umkreist wurde, die wie schwarze Punkte den Horizont besprenkelten. Und noch bevor die Sonne unterging, schlief ich mitten am Strand ein.

Am nächsten Tag wurde ich von den Rufen eines fliegenden Händlers geweckt.



»Ein Eis am Stiel, Señor? Kokos, Zitrone oder Ananas? Wunderbar erfrischend, Señora!«

Verwirrt öffnete ich die Augen und stellte fest, dass ich von Badegästen umringt war, ganzen Familien, die den Tag am Strand verbrachten und mich mitleidig und verwundert ansahen. Ein Mädchen mit tiefgebräunter Haut ließ ihren Ball links liegen und kam zu mir herüber.

»Hola«, sagte sie. »Bist du ein Schiffbrüchiger?«

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Und so lächelte ich nur, in dem glücklichen Bewusstsein, dass hier in Havanna, wie bei einem Schiffbrüchigen, den die Wellen angespült hatten, mein Leben neu beginnen würde.

## 2

Nachdem ich den Strand hinter mir gelassen hatte, wusch ich mir an einem Brunnen das Gesicht und machte mich dann auf den Weg zum Stadtviertel San Isidro. Vor meiner Abreise hatte mir der Besitzer der Milchbar in meinem Heimatort erzählt, dass der Freund eines Freundes, dessen Cousin in Havanna lebte, gehört hatte, dass die gerade angekommenen Asturier sich im El Popular, einer Bar in der Calle Porvenir, trafen, die von einer Witwe aus Avilés geführt wurde. Allerdings hatte ich keine großen Hoffnungen, diese Bar zu finden. Möglicherweise war sie inzwischen geschlossen, oder sie befand sich in einer anderen Straße, oder der Besitzer der Milchbar, der Freund seines Freundes oder der Cousin des Freundes seines Freundes hatten irgendwelche Märchen erzählt. Doch entgegen meiner Erwartungen fand ich die Bar ziemlich schnell.

Als ich eintrat, glitt mein Blick über ein halbes Dutzend heruntergekommene Tische und Stühle, die von einer verdreckten Theke überragt wurden. Es war eine ziemlich düstere Spelunke, doch als ich die Sidra, den typisch asturischen Apfelwein, in dem Regal hinter der Bar sah, musste ich lächeln.

Die Wirtin, die jenseits der fünfzig war, schlaffe Wangen hatte und ihr graues Haar zu einem Knoten geschlungen trug, sah mich mit gerunzelten Augenbrauen an.

»*Bonos días*«, grüßte ich im asturischen Dialekt, um ihre Sympathie zu gewinnen, »*qué bona mañana fai* – was für ein schöner Morgen!«

Doch der Frau genügte ein Blick, um zu erkennen, in welcher Lage ich mich befand.

»*Va ser desgraciáu* – der kann nur besser werden! Komm mir bloß nicht so!«, schnaubte sie verärgert und trocknete sich die Hände an einem Lappen ab. »Gerade angekommen? Sicher mit dem Schiff aus Lissabon gestern. Also du kannst gleich wieder abhauen, das hier ist nicht die Internationale Rote Hilfe, kapiert?«

Ich nahm an, dass sie die Nase voll hatte von halb verhungerten Leuten, die hierherkamen, um ihre Unterstützung zu erbitten. Und damit sie mich nicht gleich wieder rauswarf, versuchte ich sie zum Lachen zu bringen.

»Nein«, entgegnete ich.

Die Frau zog überrascht die Augenbrauen hoch.

»Nein?«

»Ich bin mit dem Flugzeug gekommen«, erklärte ich im Brustton der Überzeugung. »Erste Klasse. Sagen Sie, können Sie ein Geheimnis für sich behalten?« Ich senkte die Stimme.

Es war offensichtlich, dass sie mir kein Wort glaubte, doch meine Frechheit gefiel ihr, sodass sie auf das Spiel einging.

»Und um welches Geheimnis handelt es sich? Lass mal hören.«

»Ich bin ein Baron.«

Die Frau musterte meine Kleidung, die nach der Nacht am Strand voller Sand war, und verschluckte sich fast vor Lachen.

»Der Baron von Münchhausen wahrscheinlich – das glaubst du doch wohl selbst nicht!«

Ihr Lachen machte mir Mut.

»Doch, doch. Ich bin der Marqués de Miradoiro.«

»Nie gehört.«

»Eine wunderbare Gegend im Valle del Naredo. Mein Vorname ist Patricio, sehr erfreut.«

»Und warum bist du dann angezogen wie ein armer Schlucker, Patricio, he?«

»Ich bin inkognito hier – wegen einer Frau«, improvisierte ich. »Sie ist die Liebe meines Lebens, aber ihre Eltern wollen nicht, dass wir heiraten.«

»Wie kommt's? Immerhin bist du von Adel!«

»Ja, aber mein Titel ist nichts im Vergleich zu ihrem. Es handelt sich um die Prinzessin von Neu Celemina.«

»Und wo ist das?«

»Uff. Weit weg. Sehr weit weg.«

Die Frau lachte wieder.

»Darf ich Sie nach Ihrem Namen fragen, werter Dame?«, erkundigte ich mich mit meinem schönsten Lächeln.

»Constantina ... Tina«, korrigierte sie sich selbst sofort.

Ich hielt es für ein gutes Zeichen, dass sie mir ihren Kosenamen nannte, und ging zum Du über.

»Tina, bitte verrät mich nicht. So als Bettler verkleidet, konnte ich die Leibwache der Prinzessin täuschen. Und jetzt muss ich sie davon überzeugen, mit mir zu fliehen. Aber bis dahin darf niemand wissen, dass ich doch kein armer Schlucker bin.«

»Keine Sorge, deine Verkleidung ist perfekt.«

»Darf ich dich um noch einen Gefallen bitten?«

»Mal sehen.«

»Eine Mahlzeit.«

»Ach was!«, sagte sie eher spöttisch als verärgert.

»Wie du dir sicher vorstellen kannst, gehört es zu meiner Verkleidung, kein Geld bei mir zu haben. Aber ich schwöre

dir bei meinem Adelstitel, dass ich wiederkommen und meine Schulden begleichen werde.«

Tina seufzte verächtlich, was sie jedoch nicht davon abhielt, mir zur Freude meines hungrigen Magens ein großzügiges Stück Tortilla vor die Nase zu stellen. Sofort lief mir das Wasser im Mund zusammen.

»Greif zu, bevor ich es mir anders überlege.«

Ich schlang die Tortilla herunter und nutzte die Zeit zwischen zwei Bissen, um weitere Fragen zu stellen.

»Du hast nicht zufällig eine Idee, wo ich übernachten könnte?«

»Ich nehme an, das Hotel Nacional, das beste Haus der Stadt, kommt nicht infrage.«

»Richtig. Dann wüsste ja gleich jeder, dass ich doch kein armer Schlucker bin.«

Tina steckte sich eine lose Haarnadel fest und wies auf einen jungen Mann, der an einem Tisch hinten im Raum saß.

»Sprich mit Grescas. Aber komm ihm nicht mit der verrückten Geschichte von dem Marqués, wenn du nicht willst, dass er dir gleich eine reinhaut.«

Angesichts des Spitznamens des Mannes, der so viel wie »Keilerei« bedeutete, hielt ich das für einen guten Rat. Also beschloss ich, es mit der Wahrheit zu versuchen.

»Bonos días.«

Der Typ antwortete nicht einmal. Er kaute lieber auf einem Zahnstocher herum, als mit mir zu sprechen. Also nutzte ich die Gelegenheit, ihn näher zu betrachten. Er konnte nicht viel älter als fünfundzwanzig sein und wirkte wie ein Gorilla: hochgewachsen, extrem kräftig gebaut, Arme und Beine wie Baumstämme. Außerdem fehlte ihm ein Schneidezahn.

Ich schluckte meine Angst hinunter und ließ nicht locker.

»Ich bin Patricio.«

Grescas stocherte gefährlich schweigend weiter mit dem Zahnstocher in seinem Gebiss herum. Es war offensichtlich, dass er nicht an einem Gespräch mit mir interessiert war. Da fiel mein Blick auf das Wappen, das sein altes Hemd zierte. Ein himmelblaues Wappen mit einem von einem weißen Seil umschlungenen Anker, das mir den Mut gab, noch einmal den Mund zu öffnen.

»*Alza el rabu, marinín!*«, rief ich aus. »*Alabí, alabá, alabí, bon, ban!* Niemand gewinnt gegen Marino de Luanco, und wenn es doch passiert ...«

Ich ließ den Satz unvollendet im Raum hängen wie ein Fischer, der den Köder auswirft und darauf wartet, dass der Fisch anbeißt.

»... dann kann das nur Zufall sein!«, brummte Grescas, der der Versuchung nicht widerstehen konnte, die Hymne seines Fußballvereins zu vollenden. Er hatte angebissen. Ich zog die Schnur ein und fragte:

»Woher kommst du? Ich bin aus Santa Benxamina.«

Grescas kratzte sich am Kopf und spuckte auf den Boden aus.

»Mach dir nur keine falschen Hoffnungen. Dass wir aus derselben Gegend kommen, bedeutet nicht, dass ich dir helfen werde. In Havanna gibt es mehr Asturier als Fliegen.«

»Ich habe nur gefragt, woher du kommst, sonst nichts.«

Er spuckte erneut aus.

»So fängt es immer an. Und wenn ich es dir sage, werden wir bald einen gemeinsamen Verwandten, Freund oder Bekannten finden. Vielleicht stellen wir sogar fest, dass wir Cousins sind. Und dann wirst du sagen: ›He, wir

sind Cousins, da wirst du mich doch nicht hängen lassen!« Und dann wirst du dir bei mir Geld leihen wollen oder dass ich dir eine Arbeit beschaffe oder eine Unterkunft, wo du schlafen kannst. Also kannst du dich auch gleich verpissen!«

»Ich gehe aber erst, wenn du mir gesagt hast, woher du kommst.«

Der Gorilla stand auf und sah mich drohend an. Er war so groß, dass er mich um einen ganzen Kopf überragte. Sich seiner beeindruckenden Schulterbreite bewusst, ließ er seine Fingerknöchel knacken, um mich einzuschüchtern.

»Ich mache dir einen Vorschlag, Kleiner: Ich sag's dir, und wenn sich herausstellt, dass wir einen gemeinsamen Bekannten haben, verpasse ich dir einen Fausthieb in den Magen. Willst du es immer noch wissen?«

Ein Fausthieb in den Magen war nicht gerade verlockend, aber was sollte ich tun? Es gab niemand anderen, an den ich mich hätte wenden können, und ich hatte keine Lust, noch eine Nacht am Strand zu schlafen.

»Ich wage es«, entgegnete ich mit zitternder Stimme.

»Ich bin aus Carabanzo.«

Ein Dorf, das nur wenige Stunden von meinem Heimatort entfernt lag.

»Also ... Von dort kenne ich nur eine Person.«

Grescas griff mir in den Nacken wie bei einer neugeborenen Katze.

»Du hast es dir so ausgesucht.«

Mein Herzschlag wummerte in meinen Ohren, und ich redete weiter, ohne nachzudenken.

»Begoña García de Ron. Schön wie keine andere, aber die hatte mehr Kerle als ich Flöhe.«

Grescas lockerte den Griff seiner Pranke ein wenig. An seinem Gesichtsausdruck sah ich, dass er die Frau kannte. Plötzlich schoss mir ein beunruhigender Gedanke durch den Kopf.

»Du bist doch nicht etwa mit ihr verheiratet?«, fragte ich, das Schlimmste befürchtend.

Er schüttelte den Kopf, und ich atmete erleichtert auf.

»Gut, denn sie war wirklich das größte Flittchen im ganzen Dorf.«

Meine Erleichterung endete, als er die folgenden vier Worte sagte:

»Begoña ist meine Schwester.«

Oh mein Gott. Das konnte ich niemals wiedergutmachen, also kniff ich die Augen zusammen und bereitete mich auf den Schlag in den Magen vor. Als er kam, war er so heftig, dass ich mich stöhnend zusammenkrümmte. Aber immerhin hatte ich Grescas zum Lachen gebracht.

»Ich fass es nicht! Du bist Patricio?« Seine schlechte Laune war wie weggeblasen. »Der Patricio, mit dem meine Schwester vor einigen Jahren was auf dem Patronatsfest angefangen hat?«

Ich nickte, während ich mich hinsetzte, um mir meine schmerzenden Eingeweide zu halten.

»Den Schlag hab ich dir verpasst, um mich an die Abmachung zu halten«, erklärte Grescas ungerührt. Dann holte er erneut aus. »Und das ist dafür, dass du meine Schwester eine Nutte genannt hast«, setzte er hinzu.

»Ich hab nicht gesagt, dass sie eine Nutte ist, sondern nur, dass ...«

»Sie ist aber eine«, unterbrach er mich. »Rammelt wie ein Karnickel, aber sie ist auch meine kleine Schwester. Kapiert?«



Ich nickte erneut, während ich gegen die Übelkeit ankämpfte und der Tortilla befahl, in meinem Magen zu bleiben.

»Begoña hat erzählt, dass du sie in jenem Sommer sehr glücklich gemacht hast. Dass du, wenn du nicht in der Mine arbeiten musstest, drei Stunden hin und drei Stunden zurück gelaufen bist, nur um sie zu sehen.«

»Das stimmt. Wir waren wie die Turteltauben, bis sie ...«

»Dich für Tiburcio verlassen hat?«, vollendete Grescas meinen Satz. »Oder für Manuel?«

Ich holte tief Luft, um wieder zu Atem zu kommen.

»Na ja, ich glaube, für alle beide«, sagte ich.

»Das ist meine Schwester!«, rief der Gorilla aus und lachte dröhnend. »Wir García de Rons geben uns nicht mit Kleinkram ab.«

»Das kann man wohl sagen! Deine Schwester hat mir das Herz gebrochen und du mindestens eine Rippe.«

Grescas belohnte meine Schlagfertigkeit mit einem Klaps, der gleichzeitig kameradschaftlich sein sollte und mein loses Mundwerk bestrafte.

»Was macht Begoña denn inzwischen?«, fragte ich. »Geht's ihr gut?«

»Nicht übel. Sie hat geheiratet.«

»Tiburcio? Oder Manuel?«

»Keinen von beiden! Einen Fotografen aus Madrid, Paco. Er hat ein Fotostudio an der Gran Vía. Sie haben zwei Kinder.«

»Also ist sie zur Vernunft gekommen ...«

»Na ja, wenn ich Paco wäre, würde ich nicht darauf setzen ... Tiburcio war rothaarig, wenn du dich erinnerst, und Manuel blond, oder?«

»Wie Kupfer und Stroh.«

Grescas nahm ein Farbfoto aus seiner Brieftasche und zeigte es mir. Darauf war Begoña mit ihrem Ehemann zu sehen, der dunkles Haar hatte, und mit ihren beiden Kindern: zwei hübschen Jungen, wobei der eine blond und der andere rothaarig war.

Ich konnte nicht anders, als herzlich zu lachen.

»Ich freue mich jedenfalls, dass es ihr gut geht«, sagte ich und meinte es ehrlich.

Grescas steckte sich seinen Zahnstocher hinter das Ohr.

»Na schön, Landsmann ... Hör mal, ich wollte zwar nicht mit dir reden. Aber ich kann auch nicht zulassen, dass einer meiner Exschwäger auf der Straße schläft, oder?«

Und das war der Moment, in dem ich begriff, dass der große Kerl mit der harten Schale einen weichen Kern hatte.

Seine Geschichte war der meinen sehr ähnlich: Er war in einem asturischen Dorf geboren, im Schoß einer Familie, die so arm war, dass es nur selten Fleisch zu essen gab. Die Tatsache, dass er zu einem solchen Schrank herangewachsen war, war ein Wunder, wenn man bedachte, dass er seine ganze Kindheit über nichts zu beißen hatte. In seiner Verwandtschaft ging das Gerücht um, dass seine Urgroßmutter eine Romanze mit Agustín Luengo Capilla hatte, dem zwei Meter fünfunddreißig großen sogenannten »Riesen aus Extremadura«. Doch in Wahrheit rührte sein stattlicher Körperbau wohl daher, dass sein ausgeprägter Überlebenswille ihn dazu gebracht hatte, alles zu essen, was er mit der Schleuder erlegen konnte: Spatzen, Eichhörnchen und sogar Eidechsen. Er tat alles, um kräftig genug zu sein, dass er in der Mine arbeiten und seine Familie ernähren konnte.

Grescas nahm dieses traurige Leben auf sich, bis seine Eltern – beide mit vom Kohlestaub kaputten Lungen – ihm

ihren Segen gaben, weit weg von all dem Elend ein neues Leben zu beginnen. Aus dem gleichen Grund wie ich hatte er beschlossen, nach Kuba auszuwandern: weil man dort die gleiche Sprache sprach und weil man sich in den Bodegas seiner Heimat Geschichten von spanischen Emigranten erzählte, die in Havanna so reich geworden waren wie die Eroberer von Eldorado.

Wovon dabei nicht die Rede war und was Grescas erst im Hafen von Havanna erfuhr, war, dass die kubanische Regierung inzwischen die Nase voll hatte von den vielen Schiffen mit halb verhungerten Spaniern. Nie um eine gute Idee verlegen, hatte er seinen Koffer mit Steinen gefüllt, um vorzugeben, einen beträchtlichen Besitz mit sich herumzutragen. Nachdem er die Zöllner auf diese Weise erfolgreich an der Nase herumgeführt hatte, warf er noch im Hafen seinen Koffer mit den Steinen ins Meer, um wie ich, ohne zurückzublicken, nach vorn zu marschieren. Die ersten Tage waren hart, bis Tina, die Wirtin der Bar El Popular, ihn in ihrem Lagerraum übernachten ließ, wenn er dafür Weinfässer, Olivenkisten und andere schwere Ware für sie trug. Ein paar Wochen später hatte er genug gespart, um den Boden im Lager gegen eine Matratze in einer Pension zu tauschen. Als wir uns kennenlernten, war Grescas bereits seit drei Monaten in Havanna und lebte von Gelegenheitsarbeiten. Er war der geborene Lebenskünstler, und er war sich für keine Arbeit zu schade, die ihm ein wenig Geld einbrachte.

Auch wenn ich seinen richtigen Namen damals nicht kannte und ihn erst viele Jahre später erfahren sollte, hatte ich soeben einen der beiden besten Freunde meines Lebens kennengelernt. Und am selben Tag noch begegnete ich dem anderen.

ISBN 978-3-85179-421-2

Alle Rechte vorbehalten

© 2017 Susana López Rubio

© 2017 Espasa Libros S.L.U., Barcelona

Titel der spanischen Originalausgabe:

*El Encanto*

© 2019 für die deutschsprachige Ausgabe:

Thiele Verlag in der Thiele & Brandstätter Verlag GmbH,  
München und Wien

Umschlaggestaltung: Christina Krutz, Biebesheim am Rhein  
Satz: Christine Paxmann • text • konzept • grafik, München  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

[www.thiele-verlag.com](http://www.thiele-verlag.com)